

Germaine Christnach zum Gedenken

Es war am 12. Oktober, als die traurige Nachricht kam. Germaine Christnach war am 10. Oktober, dem Nationalen Gedenktag, nach einer längeren, erbarmungslosen Krankheit, im Alter von 88 Jahren in Ettelbrück verschieden. Als am 12. Oktober auf dem Friedhof in Ettelbrück ein Blumengebinde am „Monument aux Morts“ deponiert wurde, fiel ihr Ausbleiben allen Anwesenden auf. In den Jahren vorher war sie nämlich immer dabei gewesen. Hier an diesem Ort hatte sie mir im Jahre 2010 kurz von ihrer Zwangsrekrutierung erzählt. Was sie als 18-Jährige dort erlebt hatte, war derart schockierend, dass ich beschloss, mir die Schilderung ihrer dramatischen Erlebnisse anzuhören. Wochen später war sie zu einem Interview bereit.

Am 19. April 1926 in Bartringen geboren, wurde die damals 17-Jährige, Anfang 1944, an ihrem Wohnort als Helferin im dortigen Kindergarten angestellt. Eine Aufgabe, die ihr Freude bereitete. Gerne hatte sie die Stellung angenommen. Möglicherweise hätte diese Tätigkeit sie sogar vom obligatorischen Arbeitsdienst befreit, oder ihr Aufschub gewährt. Wäre ihr nicht der von den Nazis geforderte „Hitlergruß“ in die Quere gekommen. Sie fand es durchaus normal, ihre kleinen Schützlinge mit „gudde Moien“ zu begrüßen. Der Ortsgruppenleiter allerdings nicht. Er war ein treuer Exekutor der verachtenswerten Neuordnung des Okkupanten. Dank seiner „Fürsprache“ wurde sie am 6. Juni 1944 in den Reichsarbeitsdienst einberufen. Zu einem früheren Zeitpunkt als ihre Schulfreundinnen des gleichen Jahrgangs. War es Rache für ihren Ungehorsam? Sie konnte es nur ahnen.

Die Einberufung in den RAD erfolgte genau an dem Tag, an dem die Alliierten in der Normandie an Land gingen, um Europa von der Nazityrannie zu befreien. Doch noch wog man sich auf deutscher Seite in Sicherheit. Sogar die erfolgreiche Landung der Alliierten ließ die Nazis nicht wanken. Der Terror, der mit dem Einzug der Zivilverwaltung in Luxemburg begonnen hatte, nahm weiterhin seinen verhängnisvollen Lauf. So standen an jenem 6. Juni 1944 eine Anzahl junger Mädchen am Bahnhof in Luxemburg, um dem Appell in den Reichsarbeitsdienst Folge zu leisten. Unter ihnen Germaine Christnach. Kaum zwei Monate vorher war sie 18 geworden. (Durch Verordnung vom 23. Mai 1941 war der Arbeitsdienst für die männliche und weibliche Jugend Luxemburgs eingeführt worden).

Die Bahnfahrt zu ihrem bislang unbekanntem Bestimmungsort dauerte mehrere Tage. An einem einsamen Bahnhof hielt der Zug. Vier von ungefähr 50 jungen Frauen waren am Ziel. Germaine Christnach war eine von ihnen. Am Bahnhof abgeholt und von einer RAD-Führerin begleitet, ging es zu Fuß nach dem fünf Kilometer entfernten Bischofroda. Einem Ort in Thüringen, nicht weit von Eisenach entfernt. Dort, in einem alten Schloss, wurden 60 dienstpflichtige Frauen untergebracht. Vier Luxemburgerinnen und 56 Deutsche. In den ersten



Wochen standen Haus- und Gartenarbeiten auf dem Plan. Inzwischen war aus Germaine „Hermine“ geworden. So hatte es die Zivilverwaltung in Luxemburg, unter dem Chef der Zivilverwaltung, Gustav Simon, beschlossen. Französisch klingende Namen und Vornamen hatte man durch deutsche ersetzt. Oft bis ins Groteske verstümmelt. Der stupide Erlass des Gauleiters hatte bereits in manchen Kreisen für Gespött gesorgt.

Im Schloss herrschte eine strafte Disziplin. Alles war geregelt, das Essen war jedoch schlecht. Nach Wochen Innendienst kam sie als Hilfskraft zu einem älteren Ehepaar. Es waren Bauersleute. Obschon „Hermine“ von der Landwirtschaft keine Ahnung hatte, wurde sie von ihren neuen Arbeitgebern nachsichtig, sogar wohlwollend, behandelt. So vergingen schnell fünf Monate. Dann ein viertägiger Urlaub. Zu Hause, im Kreise ihrer Familie. Als die junge Frau nach vier Tagen zurück musste, war Koblenz ihr vorläufiges Endziel. Nicht der Bahnhof, sondern der Zug hielt plötzlich in einem Vorort an. „Fliegeralarm“. Alle mussten den Zug eilig verlassen, um Schutz in einem nahe gelegenen Luftschutzbunker zu suchen. Hier wurde die 18-Jährige Zeugin eines verheerenden Luftangriffs. Nach Stunden durften die Schutzsuchenden den Luftschutzbunker verlassen. Über ihnen gähnende Leere, schwelende Trümmer, brennende Häuser, verzweifelte Schreie. Der Angriff hatte den Bereich ihres Bunkers getroffen. Für die 18-Jährige ein entsetzliches Erlebnis. Es war das erste Mal, dass sie unmittelbar mit den Schrecken des Krieges konfrontiert wurde.

Erst am darauf folgenden Tag ging es weiter. In Bischofroda war sie nur noch kurze Zeit, denn nach sechs Monaten war der Arbeitsdienst zu Ende. Ihr war zwar bekannt, dass nach dem Arbeitsdienst ein sechsmonatiger Kriegshilfsdienst folgen würde. Dass diese Verpflichtung sie und ihre Freundinnen in die Hölle führen würde, das ahnte sie nicht. Die gesamte Schlossbelegschaft wurde nach Berka an der Werra verlegt. Nicht sehr weit von Bischofroda entfernt. Noch ahnten sie nicht, dass sie jetzt im Mittelpunkt des für Deutschland längst verlorenen Krieges standen. Dass sie dazu ausersehen waren, mitzuhelfen, die letzten Anstrengungen zu vollbringen, um den Untergang des Naziregimes um Tage oder Wochen hinauszuzögern

Bereits am kommenden Morgen um 6 Uhr hieß es: „Abmarsch zur Arbeit!“ Die neue Arbeitsstelle war eine Munitionsfabrik. In einer stillgelegten Salzgrube, 370 Meter unter der Erdoberfläche. Mit einem verrosteten, in allen Fugen ächzenden Aufzug ging es nach unten. Dunkelheit umgab sie. Sie hatten Angst. Dann, nach bangen Minuten, waren sie an ihrem neuen Arbeitsplatz angekommen. Arbeitskleidung wurde den Neuzugängern verpasst. Ein abgetragener, übel riechender „Overall“. In einer ersten Phase wurde ihnen befohlen, Pulver nach Gramm abzuwiegen und in Nylonbeutel zu stecken. Da auch noch Arbeitskräfte anderer Nationalitäten, vornehmlich Franzosen und Russen, in diesem Stollen zum Frondienst eingeteilt waren, bestand striktes Redeverbot. Entgegen dieser Bestimmung wollte eine der vier Luxemburgerinnen zeigen, dass sie keine Deutsche sei. Sie stimmte ein französisches Lied an. Kaum war der erste Vers erklingen, als ein SS-Aufseher ihr das augenblickliche Aufhören befahl. Die Strafe folgte jedoch auf dem Fuß. Die Luxemburgerinnen kamen in eine andere Abteilung. An einem Fließband mussten Granathülsen mit Pulver gefüllt werden. Granaten und Zünder wurden aufgesetzt.

Die Atmosphäre in dieser unterirdischen Halle war entsetzlich. Frische Luft wurde durch ein Gebläse zugeführt. Die Hygiene spottete jeder Beschreibung. Für die körperlichen Bedürfnisse stand ein großer, übel riechender Kübel zur Verfügung. Ein Sack schützte die Benutzer vor den Blicken der anderen. In den Räumen ein stickiger, penetranter und Ekel erregender Geruch, und das während vielen Stunden. Es fehlte sogar an Wasser zum Waschen der Hände. In den letzten Wochen wurde ihnen sogar die einzige Vergünstigung gestrichen. Der bisher arbeitsfreie Sonntag. Verzicht als „Geschenk an den Führer“, hieß es. Noch einmal kamen die vier Freundinnen in eine andere Abteilung. Zum Verpacken der fertigen Granaten in Holzkisten. Nägel, die in einem mit Wasser gefüllten Bottich lagen, wurden mit klammen Fingern herausgeklaubt und mit einem Hammer in die Verschlussbretter getrieben. Eine mühselige Arbeit. „Es war dunkel, wenn wir in den Stollen einfuhren, und es war dunkel, wenn wir wieder heraus kamen“, so Germaine Christnach. Fast ständig war Fliegeralarm. Nach der Arbeit verbrachten die jungen Frauen oft Stunden in einem unterirdischen Felsenkeller. Sie sahen, dass die umliegenden Städte bombardiert wurden. Dass in Erfurt, Eisenach und Gotha die Häuser brannten.

Inzwischen war es April 1945 geworden. Der Kriegshilfsdienst näherte sich seinem Ende. Die Hoffnung auf eine alsbaldige Heimkehr wurde jedoch schnell zunichte gemacht. „Hier bleiben und weiterarbeiten“, lautete die Parole.

Ende April ging alles drunter und drüber. Überall herrschte Panikstimmung. Das Ende des „Dritten Reiches“ näherte sich mit Riesenschritten. Nur noch Un-

entwegte glaubten an einen Endsieg. Unsere vier Luxemburgerinnen nutzten den allgemeinen Trubel und setzten sich einfach ab. Es gelang ihnen, sich in einen Wehrmachtzug zu drängen. Im überfüllten Zug kamen sie bis nach Gießen. Von dort nach Heuchelheim, einer Auffangstätte für Vertriebene verschiedener Nationalitäten. Es gelang ihnen, in einem Sammellager für Franzosen aufgenommen zu werden. Ihre Namen wurden in Listen eingetragen. Nach mehreren Tagen standen „Trucks“ der US-Army bereit, um die Franzosen nach Hause zu bringen. Da die Luxemburgerinnen registriert waren, durften sie mit. Ein Konvoiführer fuhr in einem Jeep voraus. In Wasserbillig überquerten sie nach vielen Stunden die Grenze. Es ging in Richtung Arlon. Am Ausgang der Stadt Luxemburg wurde eine Pause eingelegt. Auf dem Gelände, wo sich heute das Geschäft „Concorde“ befindet. Der Konvoiführer erkundigte sich, wer der Straße nach Arlon am nächsten wohne. Germaine Christnach meldete sich. Ihre Eltern wohnten ja in Bartringen. Der Amerikaner brachte die vier Freundinnen bis zum Hause Christnach. Dort war die Freude natürlich überschwänglich.

„Meine Mutter war vor Freude außer sich. Sie schickte eines meiner Geschwister zum Bäcker und zum Metzger. Als sie dem großzügigen Amerikaner ein Brot und eine Wurst als Dank überreichte, kamen ihm die Tränen. Leider vergaß ich in der allgemeinen Aufregung, Name und die Adresse dieses hilfsbereiten US-Soldaten zu notieren. Ihm hatten wir soviel zu verdanken.“

Nach ihrer Rückkehr war Germaine Christnach lange krank. Kälte, Hunger und die damit verbundenen Entbehrungen hatten den Körper der 18-Jährigen derart geschwächt, dass sie viele Monate brauchte, um sich zu erholen.

Ende der neunziger Jahre wurde in Deutschland ein Stiftungsgesetz geschaffen, das ehemaligen Zwangsarbeitern für Fronarbeit während der Nazizeit eine Abfindung in Aussicht stellte. Seitens der Föderation der Zwangsrekrutierten ermutigt, reichten sie und ihre einzig noch lebende Freundin ein entsprechendes Gesuch ein. Das Gesuch, mit einer Kurzfassung ihrer Erlebnisse, visiert von der Gemeindebehörde Bartringen, wurde jedoch abgelehnt. Dieser abschlägige Bescheid hatte Germaine Christnach derart verletzt, dass sie mit Tränen in den Augen von dieser Absage berichtete. Es ging ihr nicht so sehr um eine finanzielle Abfindung, aber die Tatsache, dass ihre Tätigkeit nicht als Sklaven- oder Zwangsarbeit anerkannt wurde, hatte sie zutiefst empört.

Germaine Christnach ist tot. Sie war eine schüchterne, lebenswürdige Frau. Alle, die sie kannten, werden sie in bester Erinnerung behalten. (P.H. – G.R.E.G.)

Der ausführliche Bericht über ihren Leidensweg unter Naziokkupation befindet sich im Bulletin G.R.E.G., 2011-1 (Groupe de Recherches et d'Etudes sur la Guerre 1940-1945, General Patton Memorial Museum, Ettelbrück).